

# Das Meer

Autor(en): **Boss, Monika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **19 (1993)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-361480>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DAS MEER

VON MONIKA BOSS

**D**as Meer machte ihr Angst, als sie es zum ersten Mal sah. Kein Horizont! Nirgends ein Punkt, an dem der Blick sich hätte festhalten können. Die Unendlichkeit des Wassers verschmolz mit der Unendlichkeit des Himmels, und der Dunst, der sich über allem breit machte, schien noch sie selbst zu einem Teil davon zu machen, sie zu verschlingen. Sogar der Sand, den sie körnig unter den nackten Füßen spürte, hatte die farblose Blässe des alles Umgreifenden angenommen. Alles war ungewiss, alles aufgelöst.

Zu Hause fühlte sie sich wohler. Die festumrissenen Grenzen ihres Alltags sperrten die Verlorenheit aus und hielten ihren Blick beschäftigt: Jeder Raum hatte hier seine vier Wände, seine Tür und seine Fenster, jedes Haus seine rechtwinkligen Mauern. Wenn sie zum Einkaufen über die Strasse ging, trat sie fest auf in ihren gummibesohlenen Schuhen und registrierte zufrieden die Unnachgiebigkeit des Asphalt: Hier sank der Fuss auch nicht um Millimeter ein. Und wo im Stadtpark eine kleine, gepflegte Rasenfläche in niedriger Umzäunung lag, da würde sie auch morgen liegen und am Abend noch immer, und keine Flut würde sie für Stunden begraben.

Früh um halb sieben rasselte der Wecker. Abends ging man zeitig schlafen, weil dazwischen ein mehr oder minder fixer Stundenplan ihrer aller Kraft und Aufmerksamkeit einforderte.

Martin verliess das Haus allmorgendlich um halb acht, fast gleichzeitig mit den Kindern. In ihren Schulsäcken lagen die Pausenbrote, die S. ihnen eine Viertelstunde zuvor, beim Kaffee, gestrichen hatte.

Sie drehte dann das Radio an und räumte den Frühstückstisch ab. Danach die Betten. Sie hatte sich die Hausarbeit straff eingeteilt: So ging sie ihr flatter von der Hand. Bisweilen sang S. sogar dabei. Um zehn gönnte sie sich ein Tasse Kaffee und überflog die Zeitung dazu. Ein schönes, ruhiges Leben! Ohne Höhepunkte freilich, indessen auch ohne zermürbenden Ärger und Stress. Gleichförmig und frei von Aufregung plätscherten ihre Tage dahin, und sie war rundum zufrieden damit.

Umso mehr beunruhigte es sie, als sie immer häufiger ein unerklärliches Gefühl der Leere in sich hochkriechen spürte. Eigentlich alarmiert aber war sie erst, als Martin mit angewidelter Miene ein Spinnwebgewebe von der Zimmerdecke herunterholte und die Kinder sich darüber beklagten, dass sie keine sauberen Strümpfe mehr in ihren Schränken fänden.

Was war bloss geschehen? Stets hatte sie ihren ganzen Ehrgeiz darein gesetzt, ihrer Familie ein ordentliches, behagliches Zuhause zu schaffen, sie niemals aufs Essen warten zu lassen, die Kinder täglich in frischgewaschenen, gebügelteten Sachen zur Schule zu schicken: als Visitenkarte einer tüchtigen Hausfrau. Warum verlor dies alles zusehends an Gewicht, wurde immer gleichgültiger? Woher kam dieser schale Geschmack, der sich in ihrem vordem ausgefüllten Hausfrauentum einzunisten begann und sie mehr und mehr bedrohte?

Sie sang nicht mehr beim Staubsaugen. Das Radio schwieg auch, die Zeitung blieb ungelesen. Und die Fenster wurden kaum mehr geputzt, der Boden lange nicht gewischt, auf den Möbeln sammelte sich der Staub. Mittags gab es eilig aufgewärmte Fertiggerichte; und selbst die paar Teller zu spülen hinterher, war ihr schon beinahe zuviel. Wenn sie dann, wieder allein in der Wohnung, zuzeiten für Stunden auf dem Fussboden hockte und in den Wandspiegel starrte, hätte sie nicht zu sagen gewusst, ob der Schleier auf ihrem Spiegelbild in Wirklichkeit vor ihren Augen oder als Staubschicht auf der Spiegelfläche lag. Es spielte auch keine Rolle. Nichts spielte mehr eine Rolle. Es gab keine Struktur, keine Zeit mehr in ihrem Leben. Die Unendlichkeit hatte sie eingeholt. Was mochte es sein, dies Unheimliche, nicht Benennbare, das sie von innen her aufzulösen begann?

Sie fand die Antwort, als sie haltsuchend den Blick zum Himmel hob, dem lächerlichen, zwischen Hausdächern, Fernsehantennen, einem Baukran und ein paar Parkbaumsilhouetten eingezwängten Himmelsbruchstück: Das Meer war's und der unverschnittene Himmel darüber, die sie mit sich ge-



nommen hatte in ihren Alltag, deren unermessliche Weite keinen Raum mehr fand in ihr drin und die alle Grenzen zu sprengen drohten.

Dieses Bild nahm sie gefangen, liess sie nicht mehr los. Es begleitete sie bei ihren halbherzig erfüllten Hausfrauenpflichten, machte sie Dinge denken dabei, die ihr bis dahin niemals eingefallen waren. Vielleicht, sinnierte sie, war ihre Nachbarin eben dabei, wie sie die Badewanne zu putzen, und deren Nachbarin möglicherweise ebenfalls: Jede allein und eingesperrt in ihr Reihenhaus, Wand an Wand, ohne von der andern zu wissen. Obgleich die erste eine begabte Kauffrau, Lehrerin, Ärztin sein mochte, die zweite sich vielleicht gern als Politikerin engagiert hätte oder als Ingenieurin. Und sie selbst? Fand sie nicht, wenn sie in sich hineinhorchte, etwas, das sich zur Künstlerin berufen fühlte, zur Malerin des bedrängenden Bildes, das sie mit sich herumtrug? Ach was! Woher sollte sie die Zeit zum Malen nehmen, wenn sie schon die Hausarbeit mehr schlecht als recht schaffte! Hirngespinnste!

Dennoch: Einmal da, liessen sie sich nicht mehr vertreiben. Eines Tages besorgte sie sich Farbe, Pinsel und Leinwand; und ein paar Tage drauf begann sie zu malen. Lange, sorgfältig und immer neu mischte sie die Farben, bis sie den Farben ihres inneren Bildes entsprachen – oder ihnen zumindest nahe kamen. Es war wie eine Meditation: Sie versenkte sich ganz in ihr Bild, holte es allmählich, Pinselstrich für Pinselstrich, aus sich heraus, vergass dabei Staubsauger und Mittagessen und schreckte erst

auf, als die Kinder aus der Schule kamen. Dann hatte sie es vor sich: das Meer in graublauer Blässe unter einem weiten, dunstigen Himmel. Auf einem Streifen bleichbeigen Sandes leuchtete als einziger Farbtupfer von einem morschen Fischerboot abblättern der roter und grüner Lack. Sie war zufrieden.

Später, als das Bild gerahmt an der Wand hing, setzte sie sich manchmal, wenn es still war im Haus, davor und schaute es einfach an, lange, seltsam sehnsüchtig und mitunter fast traurig. Und je länger sie es anschaute, desto deutlicher empfand sie sein Eigenleben, seine fremde Sprache, seine dunkle Mahnung.

Bis von neuem Leere, Interesselosigkeit, Resignation von ihr Besitz nehmen. Enttäuscht wandte sie sich von ihrem Bild ab: Es hatte sie genarrt. Es hatte sie in irrealen Traumwelten gelockt, sie ihren Pflichten, ihrer Verantwortung, ihrer Wirklichkeit entfremdet. Da stand sie nun, mit leeren Händen und einem leeren Kopf, eine unsichtbare Scheibe zwischen sich und der Welt. Erneut blieb die Hausarbeit liegen. Auch Pinsel und Farbe rührte sie nicht mehr an. Die Kinder schlichen bedrückt im Haus herum, und Martin ging mit sorgenvoller Miene einher. Der Arzt, zu dem er sie schliesslich schickte, verschrieb eine Kur.

So kam sie noch einmal ans Meer. Es war früher Morgen, der Strand noch menschenleer, und alles war wie auf ihrem Bild: Bläue, Dunst und Weite. Selbst das Boot lag im Sand, weniger pittoresk freilich und dem Anschein nach

auch kaum fahrfüchtig. Aber der Anschein mochte täuschen...

Und doch war alles ganz anders. Die Bläue, der Himmel, das Meer: Sie waren unermesslich – das machte den Unterschied. Und sie stand mittendrin und wurde staunend und beschämt inne, was sie getan hatte: Sie hatte dem Meer sein Bestes genommen, der Unendlichkeit ihr Eigentliches gemordet, indem sie kaltherzig ein beliebiges Stück aus dieser Einheit herausgesägt, auf die Leinwand gebannt und in einen Rahmen gezwängt hatte.

Angst empfand sie jetzt nicht mehr. Dafür erfasste sie fast ehrfürchtiges Staunen und nie gefühlte Ruhe angesichts dieser weltumspannenden Harmonie. Und mit eins verstand sie auch deren Sprache, ahnte die ungeheuren Möglichkeiten, die das Meer ihr eröffnete, ihr persönlich. Das Leben lag vor ihr in unendlicher Offenheit, und es kam allein auf sie an, dass sie es sich zu eigen machte, es nach ihren eigenen Gesetzen, nach ihren eigenen Neigungen und Bedürfnissen gestaltete, dass sie ihm ihr eigenes Gepräge verlieh. Sie allein hatte es in der Hand, ihr eigenes Leben zu leben.

Mit jäher Freude, wenn freilich auch ein bisschen ängstlich, sah sie in die Ferne, wo nichts ihren Blick aufhielt, keine Grenze ihm entgegentrat, keine Rollen, Regeln, Konventionen warteten. Und sie ahnte, dass sie Mut brauchen würde. Aber sie ahnte auch ihre Zugehörigkeit zu der grossen Harmonie des Weltganzen und ihr Aufgehobensein darin, sie ahnte die Transzendenz.